

Als im Jahre 1912 der Chef der Budapester Literaturwochenschrift „Hét“, der Lyriker József Kiss, bei dem damals bereits bekannten Autor Gyula Krúdy einen Fortsetzungsroman bestellte, äußerte sich dieser in einem Begleitbrief zum fertig gestellten Manuskript wie folgt: *„Während meiner Laufbahn als Schriftsteller haben mich meine Verleger bisher mittelbar oder unmittelbar, aber stets über ihren eigenen Geschmack oder über den ihres Publikums unterrichtet; sie hatten es gern, wenn die Frauen Masken trugen und die Männer Frack; sie äußerten den Wunsch, dass ich das städtische und das dörfliche Publikum bis zu einem gewissen Maß respektieren möge. (...) Ich danke dem Herrn Redakteur nochmals, dass er mir bei der Auswahl meiner Helden und Heldinnen freie Hand gelassen hat und dass er nicht darauf besteht, dass die Handlung so glaubhaft und wahrscheinlich sein soll, wie es das Publikum durch das Wirken der Schriftsteller gewohnt ist.“*

Diese als Vorwort zum Klassiker *Die rote Postkutsche* vorausgeschickte Danksagung kann man gewissermaßen als ars poetica des Romanciers Krúdy (1878-1933) begreifen. Er bestand niemals darauf, im Sinne eines ästhetischen Kanons realistisch oder dem Zeitgeist entsprechend modern zu wirken. Seine in Gestalt der Protagonisten verhüllten literarischen Ichs, wie die Figur des melancholischen Dichters Kázmér Rezeda oder des zum verträumten Dandy gewordenen legendären Seefahrers Sindbad, ließen sich von ihren Sehnsüchten, Illusionen und Liebesenttäuschungen treiben, während das akribisch geschilderte Umfeld – meist das fiebrige Budapest mit seinen Lokalen, Cafés, Theatern, Kasinos und Rennbahnen – nur die bunte Kulisse der inneren Landschaft bildet und die Gegenwart lediglich eine der möglichen Zeitebenen bleibt. In Wahrheit ist dieses Oeuvre in einer Weise der Vergangenheit zugewandt, wie sie nur die Romantiker des 19. Jahrhunderts kannten. Es ist ein fortgesetzter Abschied von vergangenen Zeiten.

Krúdys literarischer Lehrmeister war zweifelsohne Kálmán Mikszáth (1847-1910), der passionierte Erzähler und scharfzüngige Publizist, bei dem das anekdotisierende Erzählprinzip der ungarischen Prosa seinen Höhepunkt erreichte. Eines seiner beliebtesten Themen war der Anachronismus des heroischen Nationalbewusstseins und das Weiterleben der feudalen Relikte in der kapitalistischen Gründerzeit der Doppelmonarchie. In dem Roman *Der Graf und die Zirkusreiterin* (1894, dt. von Mirza Schüching und Géza Engl) erklärt der Sonderling Graf von Pongrácz wegen einer geliebten, jedoch entflohenen Zirkusreiterin einen regelrechten Krieg gegen die damals Nordungarn angehörende Stadt Besztercebánya (heute Banská Bystrica in der Slowakei). In dem Roman *Neue Zrinyiade* (Új Zrínyiász, 1898) ließ Mikszáth die Helden der Türkenkriege vom 16. Jahrhundert auferstehen und in der Welt des liberalen Budapester Parlamentarismus agieren. Selbstverständlich gehörten zu diesem offenen Spiel mit dem Anachronismus alle möglichen Wundertaten, abergläubische Ängste, als Männer verkleidete Frauen und nicht zuletzt wiederkehrende Tote. So zum Beispiel in der Erzählung *Das Gespenst in Lubló* (1893, dt. in Andreas Oplatkas Übersetzung). In dieser als Krimi konzipierten, im 18. Jahrhundert handelnden Geschichte verdeckt der spukende Bürger Kaszperek eine grandiose Geldfälschungsaffäre. Die meisten Personen tragen slawische Namen, ebenso wie Lubló slowakisch Lubovna, polnisch Stara Lubowla und deutsch Altlublau hieß.

Bereits in dieser Mehrsprachigkeit des Handlungsortes war eine verblüffende, um nicht zu sagen gespenstische Ähnlichkeit mit Krúdys Frühwerk vorgegeben. Dies hatte nicht zuletzt biographische Gründe. Wurde Mikszáth im heute slowakischen Szklabonya (Sklabiná) geboren und trug sein erster erfolgreicher Erzählband den Titel *Slowakische Landsleute* (A tót atyafiak), so ging Krúdy in Podolin zur Schule, einer Kleinstadt, die slowakisch Podolinec, deutsch Pudlein und polnisch Podoliniec hieß. Beide Autoren

stammten aus dem verarmten Kleinadel – der Gentry – und thematisierten das Leben einer von Slowaken, Ungarn, Zipserdeutschen, Polen und Juden bewohnten Gegend. Was aber für Mikszáth sehr oft nur zur historischen Situationskomik diente, bedeutete für Krúdy die Erzählperspektive schlechthin.

Auch im *Gespenst von Podolin* wird fortwährend gegeistert, unsterblich geliebt, werden verhängnisvolle Duelle ausgefochten, es toben dramatische Schneestürme, Menschenschicksale entfalten sich nach der Logik der Volksmärchen. Wir lernen den zornigen Burgherrn György Kavaczky, das engelhafte Dienstmädchen Antschurka Prihoda, die mysteriöse Reiterin Elisabeth Warth kennen – Figuren, die in jeden mittelalterlichen Erzählstoff passen könnten. Gleichzeitig erfahren wir, dass die „kleinen Slowaken“ massenhaft in die USA auswandern, um dort ihr Glück zu versuchen, und dass die jüngere Generation des nordungarischen Adels bereits in Heidelberg studiert. Das alles weiß der Leser und doch hat er das Gefühl, dass die aufkeimende Moderne, welche die alten patriarchalen Verhältnisse zerstören wird, für den Verfasser höchstens als Oberfläche dient. Gewissermaßen bleibt das auch bei dem späten, ausgereiften Krúdy so, den wir in diesem Sinne als den einzigen großen Surrealisten der ungarischen Literatur bezeichnen können. Sein ganzes, bewegtes, erfolg- und fiaskoreiches Leben lang stand er eindeutig auf der Seite der phantasierten Welt. Denn seine Überzeugung war: *„Niemand kommt aus den Träumen heraus; könnten die Träume wahr werden, hätte es keinen Sinn mehr zu träumen.“*